

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1925

77 (1.4.1925) Die Mußestunde

sein. Die Kinder verdanken dem „Burdahsystem“, daß sie oft erst ein Jahr nach ihrer Geburt das Licht der Sonne erblicken, und sind meist hochgradig — rachitisch. Bei dieser Raite gilt der einflussreiche, rachitisch verteilte Thorax als ein Zeichen hochgradiger Abkunft. Wenn wir diese Frage bei uns prüfen, so finden wir die gleichen Zusammenhänge zwischen Weltanschauung und Kultur. Jede Kultur hat zu ihrer Grundlage eine natürliche Weltanschauung nötig, wenn sie gesund sein soll. Weltanschauung ist damit keine persönliche Angelegenheit, sondern eine Gemeinschaftssache. Der Kampf für eine natürliche, soziale Weltanschauung ist soziale Pflicht.

Knabe oder Mädchen. Dem Professor der Frauenheilkunde an der Universität in Halle, Dr. Sellheim, ist in gemeinsamer Arbeit mit zwei Mitarbeitern seiner Klinik eine sehr interessante Entdeckung gelungen. Professor Sellheim hat eine Reaktion angegeben, die es ermöglicht, mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit das Geschlecht der im Mutterleibe befindlichen Frucht vor auszuzagen. Er ging von den Methoden aus, die Professor Abderhalden für seine Schwangerschaftsdiagnose angewandt hat. Der mütterliche Organismus ist gewöhnt, besondere chemische Stoffe zu bilden, die sozusagen ausgleichend wirken, wenn ein nicht geschlechtlicher Organismus, also ein werdender Knabe, die Frucht darstellt. Ist die Frucht weiblichen Geschlechts, so unterbleibt die Bildung dieser eigenartigen Stoffe. In 99 Prozent aller beobachteten Fälle ist es Professor Sellheim in seiner Klinik gelungen, das Geschlecht des Kindes in einwandfreier Weise im Voraus zu sagen.

Literatur

„Neue Volks-Musik-Kultur“. Von Dr. Alfred Guttman. Berlin 1925. 32 Seiten. Preis kart. — 60 M. Arbeiterjugendverlag, Berlin SW 61, Belle-Alliance-Platz 7-8.

Die übersichtliche Gliederung der drei Hauptabschnitte zeigt zugleich, wohin der Weg führt. „Musikliche“ wandern über frühere Entwicklungen musikalischer Betätigung des Volkes und zeigen, auf welcher hohen Stufe man einstmals im Volke Musik getrieben hat. Im Hauptteil werden die „Aufgaben“ behandelt, die unserer Zeit gestellt sind: wie man aus der Kenntnis der früheren Arten die Musikpflege im Volk zu einem neuen Aufbau kommen kann, der den Strömungen der Gegenwart entspricht. Die Formen der Arbeitsgemeinschaft, der Kunstgemeinschaft, Pflege der Hausmusik mit den Mitteln, die dem Arbeiter zur Verfügung stehen, gelangliches wie instrumentales Musizieren werden an Hand zahlreicher Beispiele aus der Fülle der Erfahrungen heraus dargestellt, die Guttman gesammelt hat. Gerade die Vereinerung der Eigenschaften des Musikwissenschaftlers mit denen des praktischen Musikers und Sachmanns auf dem Gebiet der Volksmusikpflege geben vielen Anregungen ihre Bedeutung. Den Abschluß bilden „Musikliche“ Wege zu künstlerischer Volksmusikpflege, Hinweise auf Gefahren und Hindernisse, die man im Voraus wissen muß, um sie vermeiden und überwinden zu können.

Mein Heimatland. 12. Jahrgang, Heft 2, 1925. Hefter für Volkstunde, Familienforschung, Natur, Heimat- und Denkmalschutz, J. A. des Landesvereins Badische Heimat, herausgegeben von Hermann Eris Wulfe, Freiburg i. B. An Inhalt wie an Bildschmuck reichhaltiger, an Umfang häßlicher, kommt Heft zwei zu allen Heimatfreunden. Unsere Heimat wird umschrieben, zwei Hauptgebiete, die zu Goethe in enger Beziehung stehen, von dem einen, dem Friederichsgrab in Meßingen heim erzählt uns gemüthvoll Mag. Mat. Graef. Wohlfahrtsdirektor Reute führt uns nach Mühlhausen bei Forstheim ins alte Pfarrhaus. Das heimatstreuende Neckarkanalprojekt wird durch Geh. Hofrat Prof. Dr. Thoma aufgeklärt, die Gedanken der Wirtschaftspolitik, der Finanzpolitik und des planmäßigen gesamtdeutschen Heimatstudies, die der Weiterführung der Neckarkanalisation entgegenstehen. Ueber die alte Brücke in Heidelberg, der Seele, dem Kernstück der Landschaft, die unbedingt geschützt werden muß, berichtet Professor Schmiedel. Auf heiteres, aber nicht minder interessantes Gebiet „Die Alt-Fischerstadt Laufenburg“ lenkt Alfred Noos. Ueber die Besiedelungsgeschichte des Bergaus verbreitet sich Otto Weiner, weckt Interesse auch für die Geschichte der Muren. Den St. Josefs-Friedhof in Dreißach in Stimmung und altem Charakter möchte Bezirkspfleger Guttman erhalten wissen, unseren „Unbekannt“ im Weltkrieg Gefallenen weiht A. Weber ein inniges Gedicht, auf Heimatgeschichte, im Zusammenhang mit neuerzeitlichen Ortsgeographien kommt Hermann Eris Wulfe, Familienkundliche Anregungen und Anfragen, die bereits das eifrige Ansbücher des neuen Zweiges der Bad. Heimat bekunden, beschließen das stättliche Heft, dem im April ein weiteres und im Mai das Jahresheft folgt, das dem Eng- und Pfingsttag zugehört ist.

Schriftleiter: Hermann Winter, Druck und Verlag von Gek & Cie., beide in Karlsruhe, Luisenstraße 24

Räffelecke

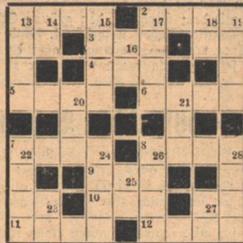
Kreuzworträffel

Entworfen von Otto Fromber, Dresden-Baubergstr.

Alle Augen sind jetzt auf Kreuzworträffel gerichtet. Sie zu lösen ist die große Räffelmode des Tages! Wie eine ungeheure Woge überschwemmt sie Amerika, hielt jung und alt, reich und arm in ihrem Varn, erhitte die Köpfe gelehrter und ungelehrter Leute, ließ den Menschen im Büro, in der Straßenbahn, hinterm Ofen, in der Werkstatt, beim Spazierengehen, Essen, Trinken und Schlafen keine Ruhe — und führte zu einem großen Prozeß jenseits des großen Teiches.

Nun ist die Woge auch zu uns herübergekommen, und der Bazillus dieser Räffeleidenschaft fängt an, sich auch in Deutschland rasch auszubreiten.

Allen Neuerungen folgend, bringen auch wir eine Kreuzworträffel-Aufgabe, bei der aus 56 Buchstaben nicht weniger als 25 Wortbezeichnungen zu bilden sind. Zur Erläuterung fügen wir hinzu, daß die leeren Felder sowohl waagrecht wie senkrecht — und zwar immer bis zum nächsten schwarzen Feld! — ein Wort ergeben, das vom Leser und Räfer gelöst werden muß.



Die zu erratenden Wörter haben folgende Bedeutung:

Von links nach rechts: 1. — Was wir brauchen; 2. — Laufart; 3. — Vogel; 4. — Sagenhaftes Wesen; 5. — Rammesgierde; 6. — Geflechtmaterial; 7. — Mündlicher Ausdruck; 8. — Nahrungsmittel; 9. — Waagrecht Segeflänge; 10. — Müßiger Strom (Fluß in Schottland, Fluß in England, Name eines sprechenden Hundes); 11. — Vogel; 12. — Kleine Fischotter (Pelzart).

Von oben nach unten: 13. — Unsere letzte Wohnung; 14. — Nahrungsmittel; 15. — Geruch; 16. — Zuruf; 17. — Öffnung eines Raumes; 18. — Ausdruck bei Schmerzempfindung; 19. — Getränk; 20. — Fortbewegungsmittel; 21. — Sinnesorgan; 22. — Vogel; 23. — Anredeform; 24. — Planet; 25. — Die Hälfte der Reperinsel (Neue Hebriden); 26. — Verbot (Fluß in Irland, bei den Juden ein Gelübde); 27. — Persönliches Fürwort; 28. — In der Musik die dritte Stufe in diatonischer Folge.

Auflösungen der Räffel der Nummer der 13. Woche

Regierstil: Man stelle das Bild auf den Kopf. Der abgemerkte Reiter ist leicht zu finden, da derselbe dem Pferde gerade auf dem Rücken liegt.

Räffel: Tiger — Tier.

Wichtige Lösungen sandten ein: Fritz Wasler, Albert Schmidt, Leopold Salem, Frieda Van, Erwin Kiefer, Karlsruhe; Arthur und Franz Wiest, Karlsruhe-Grünwinkel.

Nachtrag zu den Lösungen der 12. Nummer: Josef Wiber, Karl Viehle, Fritz Büttke, Karlsruhe; Fritz Wein, Sulzfeld.

NB. Die Lösungen müssen spätestens Montagabend eingegangen sein, wenn die Namen der Löser und Löserinnen noch veröffentlicht werden sollen.

Witz und Humor

Gemütlichkeit. Von meinem Kriegerverein erhalte ich die süßliche Postkarte mit aufgedrucktem Quartalsprogramm. Unter anderem lese ich auch folgendes: „Kamerad Herr Pastor R. hat sich liebenswürdigweise erboten, den Kameraden einen Vortrag zu halten. Thema: Die Auferstehung der Seele nach dem Tode.“ Im Anschluß hieran gemüthliches Beisammensein in alter Weise.

Die Wochensunde Zur Unterhaltung und Belehrung

Vorfrühlingswald an der Offsee

Nach harter der Wald in unerlöstem Schwarz. Der Sonne hingegebene junge Weiber dehnen die Knieen ihre nassen Leiber. Im Meerwind hängt ein Rauch von warmem Harz.

Nach schimmern Inseln von vergessenen Schnee, laubüberleht und mit der Spur von Viehen. — Dein Kronenmeister fuhr darf hier nicht gehen; sieh still, du tußt den Anemonen weh! Willibald Dmanlowst.

Im Frühling im Frühling

Erzählung von Elvira Rosenbergs-Sturm

Die alte Lehnerin würde der Stadtteil so bald nicht vergessen. Selbst die Halbweidchen wußten noch ganz gut ihre verfallenen Gänge sich zurückzuerinnern und ihren gezogenen Tonfall dem Dore klängen zu lassen: . . . Na, wie lernst du denn? . . . Na, denn sag man, wo bist denn jetzt? . . . Und sag die Antwort zwischen dem 1. und 6. März, dann rüfte sie aus ihrer weiten, immer frisch gebügelt, dunkelblauen Wesselfürtengentele lauter einzelne Kupferpfennige, bis es fünf waren. Manche legten es drauf an, kamen sie dann einen rauf, Kinkelten sie an ihrer Tür. Dann sagte sie: „Du mußt hübsch warten, bis ich Dir frage, wenn ich Dir mal draußen treffe. . . .“

Dem belügen konnte man sie schließlich. Sie kontrollierte die Antworten und verlangte sich die falsch entlockten Hüner von der Mutter zurück. Auch gab ihr das den gewünschten Anknüpfungspunkt zu immer neuen Bekanntschaften, um ihre Ehegatten, ihre gute Erziehung, solide Herkunft und ihres Bruders feine Stellung bei ein Märgen vom 1. bis zum 10. Kapitel aufzutreiben. . . . Es war eine Plage, für die Hausfrau, die ihr unbekannt noch frisch ins Garn lief. . . . Ueberhaupt kam man von ihr nicht los. Man konnte doch nicht unbüßlich sein, mitten drin auf und davonlaufen. Umsonst, als alle Neugierigen des Stadtviertels bei ihr zusammen liefen. . . . Und wehe, wer ihr Anlaß zum Ärger gab. . . . Nachbarn, die einem besonders wohl wollten, gab es immer. . . . Und es kam mehr als einmal vor, daß der Mann zu hören bekam: „Ach Gott, Du kommst schon! Aber gleich, gleich gehe ich die Kartoffeln ab. Die Lehnerin, die alte Klatsche ist dran schuld gewesen. . . .“

Und jetzt war sie ins Irrenhaus gekommen. Den Nachlaß hätte sich die Stadt geholt. Die Nichte, die gern etwas gerettet hätte, fand schon die Handwerker in der lahlen Wohnung. . . . Ja, wenn man gewußt hätte, wie lange sie noch leben würde. Aber so. . . wer konnte sich d aauf die PflegerInnen verpflichten. . . . Ueberhaupt mit einem Male nach ihrem Gemalgen auf die Suche zu gehen. . . . Wahrscheinlich hatte damit ihre Verdüchtheit schon angefangen.

Das stimmte und stimmte nicht ganz. So wie die Tiere das Raßen eines Unheils dumpf mitlernd und dem Unheil-Ort entfliehen, war sie dem Stadtviertel entflohen, indem sie fast fünf- unddreißig Jahre ihr Glend durchschaute und sich das hüßchen Verhand in ohnmächtigem Haß zermürbete; wollte endlich von dem Haus an der Ecke los, in dem das „rote Meißel“ ge-

wohnt hatte; endlich reifen, was sie in jedem Frühling gemolft hatte; um die beiden zu finden, ihn und seine Konkubine. . . . Denn daß er sie geheiratet haben würde, konnte ihr Haß sich nicht vorstellen, umsonst, als sie sie damals in seine Arme gebracht hatte. Und somas durfte ein preußischer Beamter nicht heiraten, oder man flog! . . .

Lehner war Zimmermann gewesen, bevor er zum Kommissar gekommen war. Hier hatte er seine geliebte Frau als junge Tochter eines alten Blases im Regiment kennen gelernt. . . . Und da ging das Bearbeiten los, Kapitulant zu machen mit Püßelberzeugung. Was er sich ausstrebte als preußischer Beamter? Beruf für das ganze Leben. . . . Zimmermann, — ein schlechter Beruf im Winter. Lehner war ein stammer Mensch, einer der tüchtigsten Meister, der Stimmmeister bevorzugte ihn offen. . . . Und so nahm er die Streifen.

Wald kam das große Glück, das nie und nirgendwo für die Gehoramen des Regiments ausbleibt. . . . Er brauchte nicht zwölf Jahre Kommissar machen, kam durch gute Fürsprache mit ihrem Bruder zusammen im Wartfall an. Da heirateten sie. . . . Und wie glücklich hätten sie sein können. Aber nein. . . . Lehner konnte nicht ganz vergessen, daß er sich eigentlich verloren hatte bei dieser Liebe. War er nicht schon mit neunzehn Jahren Gewerkschaftsfunktionär gewesen? War er nicht eigentlich Atheist und Sozialist? Fühlte er sich nicht oft wie einsam und verlassen unter den Jähren? . . . Wäre er mit der Verlobten mehr unter vier Augen gewesen, wäre er vielleicht noch rechtzeitig zur Besinnung gekommen. Aber sie bewachten das Wädel — Er war verliebt, so hielten sie ihn.

Eines Tages, vom Tiergarten zurückkehrend, trifft er einen ehemaligen Genossen. Der ließ ihn nicht mehr los. Und einige Wochen später war Lehner wieder Parteimitglied. Vergeblich suchte er bei seiner jungen Frau Verständnis, zeigte ihr die ganze Hohlheit monarchischen Gepräges, entrollte den absoluten authentischen Kammerlatz, das Verächtliche des ganzen Kommissars. . . . Unaufhaltlich wuchsen sie auseinander. Und als Lehner gar anfang, von seinem Handwerk wieder zu sprechen, war es vorbei. Er hatte alle gegen sich und ging nun seinen Weg allein.

Das kleine Gehirn seiner Frau konnte nicht fassen, wie man ohne weiteres nur einer Idee zuliebe alles das aufs Spiel setzt, was ein gutes Leben sicherte. Und sie ließ ihn nachspionieren. Bald verdrohte sie sich in den unbegründeten Verdacht, daß es die Schwester des Genossen sei, mit der er „hielte“. Eine Hölle begann. Als sie die Schwester auf der Straße beobachtete, zog Lehner die Konsequenz, schied sich von Tisch und Bett. Der Vorzehele erließ eine Verwarnung. Die Ehe eines königlichen preußischen Beamten mußte korrekt sein nach außen. Wochte er seine Frau in seinen vier Wänden halb zu Schanden mißhandeln, das ging niemand etwas an.

Als es nichts half, denunzierte sie ihn als „Noten“. Folger Sofortige Strafverurteilung nach Hannover. Bevor er abfuhr, besuchte er den Genossen mit seiner Schwester. Freilich, da schwebte wohl so etwas wie Schicksal durch den kleinen Raum, als er sagte, daß sich seine Frau nicht scheiden ließe, und er habe noch keinen Grund.

Frau Lehner aber hatte unten auf der Lauer gelegen. Und nun zeigte sie die Frau, zu der ihr Mann noch kein einziges Wort von Liebe gesprochen hatte, wegen Ehebruch an. Nach der kommissarischen Vernehmung fuhr Lehner Hals über Kopf nach Berlin und schlug seine Frau sinnlos. . . . Sie haben sich nie wieder gesehen. . . . Und fünfunddreißig Jahre isolierte die alternde Frau den Stadtteil mit der eigenen Schuld ihrer Traudie.

Dann kam die Revolution. . . . Die Ungehörlichkeiten für sie häuften sich: der Kaiser, kein Kaiser mehr; die Beamten des Hofes, die beneideten der Klöße die bevorzugtesten die häußlichen Domestiquen penkionslädiger; ihr Bruder aus dem prinzipialen Hauskalt auf die Straße gemorren; und das Regiment, — das Regiment aufgelöst! Kein Einjährigzögler mehr in der guten Stunde, dem sie erzählten konnte, daß es ihr nicht an der Wiege

gejungen worden sei auf solche Weise betrogen und verlassen zu werden. . . Und wenn nicht das erhebende Gefühl sie hielt, einen kaiserlichen Vertrauensposten zu bekleiden, — sie wäre Ruffrau in den Schlössern Sr. Majestät — dann wüßte sie wohl, was sie getan hätte. . .

Alles war zusammengezurrt! Nur die „Noten“ waren Krampf geworden. Sogis wurden Minister! . . . Ah, — und so folgte sie — das „Note Mensch“ macht nun Schreibarbeit, braucht sich nicht bücken, behält weiße Fingerringe. . . ?! . . . Und als es sich gar herausstellte, daß ihre herrlich-erhebende Vertrauensarbeit nicht die geringste Aussicht auf Pensionierung hatte, — da geriet der aufleuchtenden Vernunft-Blitzstrahl den Irrwahn ihrer Lebensanschauung. Der gelben Flamme der Vernichtung hing sie noch das Mäntelchen des Hasses um und ging ihn und die Andere suchen. Welcher Irrtum. . . Denn sie suchte doch nur das verlorene Glück. . . und nicht die beiden Anderen, die längst unter dem Hasen lagen. Der eine in den Karpaten im ewigen Schnee, und die andere als Opfer ihres Verfalls. Umsonst hatte sie gehäht; nie waren sich die beiden mehr nahe gekommen. Doch ein gültiges Geschick nahm ihr die unendlichen Qualen der Reue, und brachte ihrer alten Prophezeiung: „Sie sollen mal sehen im Frühling, im Frühling erlangen sich auch wieder etwas für mich“, die Erfüllung. Denn als man sie ins Irrenhaus brachte, brachen eben die ersten Palmfächer durch.

Newport

Von Hermann Horn, München.

Die Frau, die die Vorsteherin des bescheidenen Boarding-Hauses in Brooklyn war, in dem er sich heute eingemietet hatte, lachte belustigt, als er ihr erklärte, er wolle heute noch nach Newport fahren. Sie lachte, wie man über ein Greenhorn lacht, von dem immer die seltsamsten und lustigsten Dinge zu erwarten sind.

Ihm war sie schon teuer geworden. Sie war eine stattliche Deutsche, und als er müde und geschlagen von der unbekanntem Stabt, vom häßigen Abschneiden aller Bande von der Gesellschaft vom Schiff, das ihn hergebracht, sich zu ihr gefunden hatte, da hätte sie an dem schönen weißen Bett gestanden, in dem er schlafen sollte und es hatte ihm auf einmal geschienen, als sei er nun daheim und geborgen zwischen diesen Millionen fremder Menschen. Sie hatte mit ihrer Hand über das weiße Kissen gezeichnet, hatte ihm zu essen und zu trinken gegeben und ein Bad gerichtet, und nun drängte es ihn zu einer Zusammenkunft mit den Bekannten vom Schiffe, um mehr von der Stadt zu sehen.

Als er im Bad gezeihen hatte, waren ihm zwei Eindrücke von der Stadt gekommen, bei denen es sich verweilen ließ. Er erinnerte sich einer plumpen hundertmaligen Holzfigur, die einen Andianer darstellte und vor einem Schaugeschäft stand. Solche Figuren hatte er oft auf Figarantischen seines Vaters betrachtet; und dann stand noch ein Neger in seiner Erinnerung. Der hatte auf einer Art Thronessel gesessen hoch über allen anderen Menschen, und hatte nachlässig und bornehm seine Zigarre geraucht und eine Zeitung gelesen, während ein Italiener seine Stiefel putzte.

Eine glühende, schwüle Hitze lag in den Straßen und trieb den Menschen Schweiß aus den Poren. Die Leute gingen mit steifen Körpern einher und wagten nicht, die Arme zu bewegen.

Der Fremde wohnte weit draußen und fuhr mit der Hochbahn an einem Friedhof vorbei, wo lauter kleine, amerikanische Fährchen in den Erdhügeln steckten, sah Büdchen mit Reihen von Schiffen liegen fuhr zwischen kleinen Holzhäusern, durch deren Fenster man die Leute in ihren Stuben sah, bis ein draußender, summender Lärm aus den Straßen aufstieg und mit der Dämmerung sich ein tiefes Rot auf die Stadt herniederstente.

Da schien ein leiser, feufgender Hauch durch die Straßen zu gehen, und auf einmal war alles in ein flutendes Licht getaucht, in dem die Menschen umher zu einem bunten treibenden Spiel verknämmten.

Der Fremde war ausgestiegen, und ihm schien, als lächelte ihm ein schönes Mädchen zu und ein alter Herr mit schneeweißem Haupthaar sprach freundlich mit ihm.

Er stand mitten in einem stehenden Strom von Menschen, die im Glanz strahlender Lampen aneinander vorbeiglitten. Dort irgendwo in der Gelligkeit war der Ort, wo er sich mit seinen Bekannten treffen wollte. Aber gleich in seiner Nähe war eine dunkle Gasse. Ein Mann mit einem Stiefel und einem grünen Schirm vor den Augen, ein Baustierknecht umgehängt, stand am Eingang und sah vor sich hin.

Da ging der Fremdling durch die dunkle Gasse. Er durchschritt sie und kam in eine neue. Das Blau und Rot des Himmels lag in ihr, über dem Wege waren Bogen

von Blumen gebaut, an denen bunte Laternen hingen. Italienische Männer klopfen mit lautem Hammer Schlag Gellengeländer an die Bogenpfeiler; und weißgekleidete, kleine Mädchen mit Rosenkränzen im Haar und Schärpen wandelten Arm in Arm unter den Blumen.

Allerorts lag der Wanderer das rätselhafte Wort „Nocco“ — „Nocco“.

Er meinte, jemand erklären zu hören, die Italiener feierten den heiligen Nocco: er sah auch einen Priester im Ornat mit großen Schritten vorbeigehen, aber er wollte den Zauber nicht brechen, der in ihm und über allem lag, und ging still und mit leuchtenden Augen weiter.

In einer Ecke brannte ein helles Feuer und Anaben sprangen hindurch.

Er sah es und lächelte. Dann kam er in eine dunkle Straße. Die Hitze lag schwer brütend in ihr, und es roch nach staubigen Säften.

Er sah sich um und blieb stehen. Der Boden war weißlich mit Stücken sich blühenden Papieres bedekt, Ketten, Riffen und Ballen lagen gleich schwarzen Massen in der ständigen Dunkelheit, und menschliche Gestalten waren dazwischen gelagert. Mitunter war ein leises Klüffern und Stöhnen zu vernehmen.

Als er noch laufend stand, drang plötzlich aus dem Hause vor ihm ein Schreien ungeheuerlicher, entsetzlicher Wut eines Weibes. Ein kurzes Bandgemenge und dann das Schließen einer Türe, gegen das die Stimme des Weibes schloß: „Die Augen brenne ich dir aus — die Augen mit glühendem Stahl —“

Da erhob sich neben ihm die Gestalt eines Polen mit langem, spitzem Bart, mit Loden und einem runden Kappchen, das sich abhob gegen den Himmel.

„Selber ist sie schuld“, sagte der, „was läßt sie sich ein mit dem Italiener.“

Von allen Seiten schürfte es, dunkle Gestalten tauchten auf, und der Fremde wurde, worüber er selber lächelnd den Kopf schüttelte, von dem Polen voran eine dunkle Treppe hinaufgeschoben und stand vor einer offenen Türe. Da war ein großes, starkes Weib. In der einen Hand hatte sie ein Weib, mit der andern hielt sie einen Schürhaken in den glühenden Bügelofen.

Dann schwang sie das Eisen gegen die Leute auf der Treppe, wie eine wilde Frau von schredlichen Worten aus und schlug mit der Art gegen eine Türe. Die war von innen verriegelt, und es gab Aufsehbalt, so daß ein Polakist mit grauem Helm sich die Treppe hinaufdrängen konnte.

Und dann hörte man einen Fall draußen auf der Straße, und alles stürzte die Treppe hinunter.

Auch der Fremde lief mit ihnen einem Ranne nach, der die Straße entlang rannte.

Witten auf ein in der ferne lodern des Feuer zu lief der Verfolgte und aus den Flammen schienen schlante Bürschen zu wachsen, die, wie frische Jagdhunde steis zur Gehe bereit, hinter dem Italiener drein sprangen.

Blähsch drehte sich der um und streckte die Hand aus. Feuer brach daraus, und der vorderste der schlanken Bürschen machte einen wilden Satz und brach zusammen, den nächsten warf es nach hinten über.

Es gab ein Knatterndes Feuergefecht. Der Fremde sah es staunend an sich vorbeiziehen, wollte aber nicht bleiben und ging weiter durch dunkle und helle Straßen.

Auf einmal war er am Meer, wie es ihn dächte, gang allein.

Es rauschte leise, und er sah sich gegenüber die Riesenhäuser, die in der Dunkelheit und Hitze zusammengeschweicht schienen, wie wildtragende Zyklopenburgen.

Er setzte sich und starrte auf das Wunder hinüber, und erinnerte sich, daß die Wiener Operettenbida zu dem Reporter gesagt hatte: „Wie Streichholzschachteln sehen's aus, eure Wollenträger“, und er hatte das schon in der Zeitung gelesen heute abend.

Da kam ein Mann über den Platz gelaufen und brach nicht weit von ihm zusammen. Es war der auf der Flucht ver wundete Italiener. Er wollte sich erheben, brach wieder zusammen und stieß fürchterliche Mücke aus.

Der Fremde verließ seinen stillen Platz und ging auf den anderen zu. Der richtete sich auf, schwang seinen Kopf nach ihm und schrie ihm entgegen voll Wut und Schmerz, und in sinnloser letzter Lebenskraft.

Voll Grauen sah in der Fremde vor sich liegen, halb auf einen Arm gestützt, das schlante, braune Gesicht mit der Wässe der Wut und des Todes darüber, und die wilden Augen.

Dann kam die Müdigkeit des Todes über den Mann. Der Kopf fiel ihm auf die Brust und er sank in sich zusammen, wie gefallene Erde.

Der Fremdling fürchtete sich, dies Bild zu berühren, und wußte schauend zurück.

Er begann zu laufen, — weiterhin durch dunkle, unheimliche Wägen, bis wieder Licht aus Läden und Schenken quoll.

Da stand er gerade vor einem Tor, das unter die Erde führte.

Die Stufen gingen hinunter in leere Gänge. Deren Wände waren von hellen Kacheln und von oben fröhlichen kreisförmige Lichter auf den grauen Zementböden. Von weitem war ein Summen zu vernehmen, und als er um eine Ecke bog, trieb ein Strom lachender, hastender Menschen an ihm vorbei, und zugleich hörte er den Gyrpegang der Untergrundbahn auf den Schienen dahintrollen.

Da ergriff ihn die Luft und die Sehnsucht, in diesem Strom Hinguschwimmen, darin unterzugehen und sich selbst zu vergessen.

Als er in das Getriebe kam, mußte er wieder laufen, um nicht getreten und getreten zu werden, und ward plöplich auf einer anderen Seite wieder nach oben gepült.

Als er sich dort im fröhlichen Richterlang aus dem Strom befreite und um sich sah, da bemerkte er, daß er wieder an derselben Stelle war, wo er vorher in die dunkle Gasse eingeschwenkt war.

Dort brühen war sie wieder.

Der Mann mit dem Stiefel, den grünen Schirm vor den Augen und das Baustierknecht umgehängt, stand noch da vor.

Der Fremdling richtete sich die Augen, aber es war so.

Da begann sein Herz lauter und schneller zu schlagen und langsam machte er sich auf den Weg, seine Freunde zu suchen.

Chemisch-physikalische Aphorismen

Auf feuchtem Eisen bildet sich an freier Luft Rost, welcher weiter fröh und schließlich alles Eisen zerstört. Die übrigen Schwermetalle verhalten sich in dieser Hinsicht anders. Die unedlen Metalle rosten zwar auch, aber der entstehende Rost schützt das Metall gegen die weiteren Angriffe der Atmosphären. Zwischen dem Eisen und seinem feuchten Roste treten elektrische Kräfte auf, welche das Eisen zur positiven und den Rost zur negativen Elektrode machen. Die Kombination Eisen — feuchter Rost ist ein galvanisches Element. Das Eisen ist Anod, der Rost Kathod. Da die Luftfeuchtigkeit immer kleine Mengen Kohlenäure enthält, so tritt am Eisen oxydierende Säure, am Rost schützende Wasserstoff auf.

Verzinktes Eisen (Wahlblech) rostet an zinnfreien Stellen in feuchter Luft, verzinktes bleibt dagegen blank. Die Kombination Zinn — Eisen — Luftfeuchtigkeit ist ein galvanisches Element, in welchem das Eisen Anod, das Zinn Kathod ist; am Eisen tritt wie vorher, die oxydierende Säure auf. In der Zusammenstellung Zinn — Eisen — Luftfeuchtigkeit ist das Eisen Kathode und wird vom entstehenden Wasserstoff vor dem Rosten geschützt.

Zinnbleche dürfen in feuchten Räumen oder im Freien nicht mit eisernen Nägeln befestigt werden, da die Kombination Zinn — Eisen — Luftfeuchtigkeit als galvanisches Element funktioniert, in welchem das Zinn, als Anode, zerfressen wird. Man benützt verzinkte Eisennägel oder Zinnnägel.

Alles technische Eisen ist kohlenstoffhaltig. Der Kohlenstoff schützt es bis zu einem gewissen Grade vor dem Rostigenwerden. Man enthält das Schmiedeseisen 0,1 bis 0,2 Prozent, der Stahl 0,2 bis 1,5 Prozent und das Gußeisen 2,5 bis 4,5 Prozent Kohlenstoff, das Schmiedeseisen rostet deswegen leichter als der Stahl, und dieser leichter als das Gußeisen. Das chemisch reine Eisen, bei hoher Temperatur hergestellt aus Eisenerz und Wasserstoff, verbrennt, wenn man es in Pulverform in die Luft freul, unter Funkensprühen und zwar auch dann noch, wenn es ganz kalt ist.

Das Gußeisen schmilzt zwischen 1150 und 1260 Grad Celsius. Es enthält gewöhnlich 3 bis 4,5 Prozent Kohlenstoff. Im geschmolzenen Zustande ist der Kohlenstoff gelöst wie Zucker im Wasser. Durch rasches Abkühlen erhält man das weiche Gußeisen. Dieses ist sehr spröde und enthält allen Kohlenstoff chemisch gebunden in Form von Eisenkarbid. Beim langsamen Abkühlen scheidet sich ein Teil von dem gelösten Kohlenstoff in graphitartigen Schüppchen aus und verleiht dem Eisen eine graue Farbe; es entsteht das graue Gußeisen. Graphit (und Eisenkarbid) schützen das Eisen vor dem Rosten. Der Stahl enthält 0,2 bis 1,5 Prozent Kohlenstoff. Wird er rasch abgekühlt, so verbleibt der meiste Kohlenstoff im chemisch gebundenen Zustande in Form von Eisenkarbid und verleiht dem Stahl die Härte. Wird der gekühlte Stahl nachträglich langsam erwärmt, so entstehen an der Oberfläche dünne Häutchen von Eisenoxyd, die das auffallende Licht teils reflektieren, teils eindringen lassen, brechen und dann reflektieren, so daß sogenanntes Interferenzfarben entstehen, nach denen man die Härte beurteilt. Messermesser, chirurgische Instrumente läßt man frohgelb (250 bis 300 Grad), Nähnemesser, Scheren tiefes Gelb (300 bis 350 Grad), Uhrfedern, Sägen hellblau bis dunkelblau (500 bis 550 Grad). Durch das nachträgliche Erwärmen zerfällt ein Teil des entstandenen Karbids und infolge dessen wird der Stahl wieder weicher.

Nach dem Kohlenstoff enthält das Eisen häufig noch andere Beimengungen wie Sillium, Phosphor, Schwefel usw. Sehr schädlich ist der Schwefel. Mangan hebt seinen schädlichen Einfluß ganz oder teilweise auf. Stahl mit einem Gehalt von einigen Prozent Chrom oder Wolfram zeichnet sich durch außerordentliche Härte aus (Werkzeugstahl). 3 bis 5 Prozent Nickel machen den Stahl sehr äde und hart. Nickelstahl für Panzerplatten und Geschützrohre. R. B.

Aus Welt und Wissen

Eben Hedins Kampf um die Wahrheit. Der berühmte geographische Forscher Eben Hedins, der auf jahrzehntelangen wiederholten Reisen in Innerasien, insbesondere in dem verschlossenen Land Tibet, die großen Entdeckungen gemacht hat, hat zum ersten Mal in seinem bekannten Buch „Von Peking nach Moskau“ sich in dem Kapitel „Ein literarischer Seitenhieb“ mit dem Buch „Tiere, Menschen und Götter“ des polnischen Professors Dr. Ferdinand Ossendowski kritisch beschäftigt. Die Ausführungen Eben Hedins wurden von Ossendowski und seinen Verehrern mit größter Schärfe zurückgewiesen; Eben Hedins wurde des Vortrages beschuldigt und sogar als ein Agent Sowjetrußlands hingestellt. Es ist begreiflich, daß Eben Hedins diesen Angriffen gegenüber, die im Grunde nicht nur seine persönliche, sondern auch seine wissenschaftliche Ehre betrafen, nicht ruhig stehen konnte. Er sammelte das ihm überreich zurfließende Material, und das wichtigste daraus legt er in seiner neuen bei Brockhaus erscheinenden Schrift „Ossendowski und die Wahrheit“ (geb. M. 2.—) der Welt vor. Den Haupttrumpf seiner Entgegnung bringt Eben Hedins am Schluß seiner Schrift. Durch einen besonderen Glücksfall ist es ihm gelungen, den sicheren Nachweis zu führen, daß der Inhalt des letzten Kapitels des Werkes „Tiere, Menschen und Götter“, das die Heberjäger, das Mysterium der Mysterien. Der König der Welt“ führt, ungeniert aus dem Buch eines vor mehr als einem Jahrzehnt verstorbenen geistreichen Franzosen Saint-Yves d'Alveydre entnommen ist, das 1910 unter dem Titel „Mission de l'Inde en Europe“ erschien. Man darf sagen, daß durch diesen Nachweis Ossendowski als Schriftsteller ein für allemal erledigt ist. Eben Hedins macht auf die Gefahr aufmerksam, die die Ossendowski-Schule für die Kultur hat. Er schließt mit den Worten: „Ich wende mich an das Rechtsgefühl, an den Geschmack und die gesunde Vernunft des lesenden Publikums, wenn ich es eindringlich davor warne, die schlichsten literarischen Erscheinungen zu unterstützen, die den Untergang der abendländischen Kultur beschleunigen, statt ihn aufzuhalten.“

Eine Geißel der Volksgesundheit ist die Syphilis. Ueber ihre Verbreitung in der Mongolei und besonders in Uraa gibt Eben Hedins in seinem Werke „Von Peking nach Moskau“ (Brockhaus, 1915.—) eingehende Auskunft. Nach der Statistik zu urteilen, die in der Klinik der schwedischen Schwestern in Uraa geführt wird, haben 99 Prozent des mongolischen Volkes die schreckliche Krankheit in verschiedenen Stufen der Entwicklung. Zwar tritt sie bei den meisten in milder Form auf, bei einigen aber ist die Zerstörung sehr weit vorgeschritten. Am Durchschnitt werden täglich 70 Patienten behandelt. Die Bilder, die Eben Hedins nach eigenen Beobachtungen entwirft, sind erschütternd. Da kamen Männer und Frauen, denen das ganze Gesicht bis zur Unkenntlichkeit zerstört war. Bei einem armen Kerl fehlte der ganze Gaumenbogen und ein Teil der Nasenhöhle. Bei einer Frau war der eine Augapfel völlig zerstört. Im Wartezimmer saßen alte mongolische Frauen mit prunkendem Kopfschmuck aus Halbedelsteinen und Silber, während ihre Körper von Krankheit verzehrt wurden. Großblutige Mongolen mit Fuchspelzjacken, Kamas in roter, veräschelter Mottetracht, russische Greise mit langen grauen Bärten wandten verzagt in den Saal hinein, während anscheinend gesunde, rotbackige Kinder, deren Glieder von der ererbten fürchterlichen Krankheit befallen oder gelähmt waren, sich zwischen den Erwachsenen hindurchwanden. Auch die elementarste Hygiene und Reinlichkeit ist bei ihnen gänzlich unbekannt. r.m.

Weltausstellung und Kultur. In seiner neuen Arbeit über die Aethiops in Graz erwähnt Willkiste die Beobachtungen, die Hutchison im Rajstbezir in Indien gesammelt hat. „In der dortigen Aristokratie müssen die Frauen und damit auch die neuerebenen Kinder lange in dunklen Räumen eingeschlossen